

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Die preisgekrönte ZEIT-Autorin Jana Simon erzählt Geschichten vom Untergang alter Gewissheiten und der Orientierung in unwägbaren Zeiten, aber auch davon, wie Menschen sich verändern und neu aufbrechen.

Sie erzählt von der Eisschnellläuferin Claudia Pechstein, die Kälte verabscheut; von Angela Merkel, die Lärm nicht mag; von Uliana aus Sibirien, die in Indien modelt; von zwei Thüringer Polizisten, die denken, sie hätten den Nationalsozialistischen Untergrund (NSU) stoppen können; und vom Menschenrechtsanwalt Wolfgang Kaleck, der den US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld wegen Folter in Abu Ghraib und Guantanamo anzeigt.

Einfühlsame Porträts, die uns Menschen von einer Seite zeigen, die wir sonst nicht sehen – und nicht vermutet hätten.

»Wer Jana Simon liest, verabschiedet sich von seinen Vorurteilen.« Stephan Lebert, ZEIT

Die Autorin und Journalistin Jana Simon schreibt für die ZEIT u. a. über IS-Rückkehrer, die AfD, globale Friedensvermittler und hat den Fall Dieter Wedel, dem mehrere Frauen sexuelle Belästigung vorwerfen, mit aufgedeckt. Für ihre Reportagen erhielt sie zahlreiche Preise, u. a. den Theodor-Wolff-Preis, den Axel-Springer-Preis und den Deutschen Reporterpreis. 2018 wurde sie »Reporterin des Jahres«. Ihr Buch »Sei dennoch unverzagt. Gespräche mit meinen Großeltern Christa und Gerhard Wolf« (2013) war ein Bestseller. Jana Simon lebt in Berlin.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

JANA SIMON

DAS EXPLODIERTE ICH

Menschen zwischen Abgrund
und Aufbruch

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S.Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2021

Die Originalausgabe erschien 2014 im Christoph Links Verlag, Berlin

Die in diesem Buch versammelten Reportagen von Jana Simon sind zwischen 2006 und 2014 in der »ZEIT« oder im »ZEITmagazin« erschienen.

© 2014 Jana Simon

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70548-1

DIE HOHE KUNST DES »HANGING AROUND«

Liebeserklärung an das Porträt

Es ist Herbst, ich knie auf dem Boden meines Arbeitszimmers, um mich herum liegen aufgeschlagene Bücher, Protokolle, Zeitungsartikel, Blöcke mit meinen Mitschriften, ab und an gehe ich zum Laptop, um ein paar Wortgruppen oder Sätze zu notieren. Die wenigen Zeilen, die ich schreibe, sollen verbergen, dass ich am Ende bin, fertig, mich in meinem Material komplett verloren habe. Mehr als ein dreiviertel Jahr recherchiere ich schon an der Geschichte über den Anwalt Wolfgang Kaleck und seine Anzeige gegen den US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld wegen Folter. In einer Woche soll sie erscheinen.

Ich bin in Panik, im Stillen spiele ich verschiedene Varianten durch, wie ich den Redakteuren mein Scheitern erklären könnte: Krankheit, Computerabsturz, Rohrbruch. Das ist der Augenblick kurz vor dem Schreiben, in dem die Zweifel und die Fragen triumphieren: Wen soll das interessieren? Habe ich tatsächlich mit allen Wichtigen gesprochen, müsste ich nicht noch diesen oder jenen anrufen, dieses oder jenes lesen? Vielleicht könnte ich auch erstmal den Schreibtisch aufräumen. Ich fühle mich wie nach einem sanften Hirnschlag, alle Gedanken im Taumel, verirrt im Leben meiner Protagonisten. Am Schluss bin ich jedes Mal fast überrascht, dass tatsächlich ein Text entsteht, der schließlich gedruckt wird.

Einige Jahre später, im Juni 2014, sitze ich in Hamburg im gläsernen *Spiegel*-Palast beim *Reporterforum*, einem Netzwerk von Journalisten, die wie ich Reportagen schätzen. Ein Kollege vom *Spiegel* redet über »die Kunst des Schwärmens« und über

Porträts. Diese seien eine Form des »Reporterunwesens«, in der sich Reporter mit einer »gewissen Unkenntnis« dem Mittel der Einfühlung bedienen und psychologisierend die Innensicht eines Menschen annähmen. Es klingt abfällig – der Reporter erscheint als etwas naives, arbeitsscheues Wesen, das Porträt als ein Stilmittel für Minderbemittelte. Der Kollege ist Feuilletonist und beklagt, dass kaum noch jemand aufgrund seines Schaffens beurteilt und beschrieben werde, stets gebe es noch einen Hausbesuch beim Protagonisten. Überspitzt formuliert: Vollkommen erfassen könnten nur Kritiker, Feuilletonisten einen Künstler und sein Werk.

Es ist einer von vielen Angriffen der vergangenen Jahre auf die Reportage und das Porträt. Sie wurden totgesagt, totgeschrieben: Sie seien zu ambitioniert literarisch, ihre Protagonisten gecastet, von der Wirklichkeit weit entfernt, und die Schreiber hätten keine Haltung. Manches davon stimmt. Die Reportage und auch das Porträt haben sich verändert, oft wirken sie eigenartig glatt, aller Widersprüche, Zweifel und Fragen beraubt. Vor allem aber gibt es sie immer seltener. Damit meine ich nicht den Hausbesuch, die einmalige Begegnung oder das gemeinsame Kaffeetrinken. Die Reportage und besonders das Porträt kosten Zeit, Geld und Kraft. Nur wenige Redaktionen können oder wollen sich das heute noch leisten. Ein Grund mehr, um dem Porträt nicht nur meine Liebe zu erklären, sondern auch seine Bedeutung zu betonen.

Im Winter 1996/97 beginne ich gerade als Reporterin zu arbeiten, über mehrere Monate verfolge ich am Berliner Landgericht einen Mordprozess. Dabei lerne ich vor allem die Zuschauer kennen – eine junge Frau, die sich in den Angeklagten verliebt hat, einen ehemaligen Mörder, der sich durch diese Verhandlung auf den neuesten Stand der Ermittlungsmöglichkeiten bringt, einen Psychologen und eine Schöffin, die wie Verbrechensjunkies durch die Säle ziehen. Am Ende porträtiere ich nicht den Mörder, sondern die Zuschauer.

Es ist eine meiner ersten Geschichten und das erste Mal, dass ich eine Ahnung davon bekomme, wie viel Arbeit und

Zeit Porträts bedeuten: Stunden irgendwo herumsitzen, zuhören, beobachten. Der amerikanische Reporter Gay Talese nennt das »the fine art of hanging around«, die hohe Kunst des »Herumhängens« – das Warten in Wohnzimmern, auf Konferenzen, vor Haustüren –, stets abhängig von der Gunst der Protagonisten. Es ist mir bis heute sehr unangenehm, bei jemandem zu klingeln, den ich nicht kenne und der mich nicht eingeladen hat. Manchmal gehört das zum Job dazu.

Das Porträt ist die Form der Reportage, bei der sich das Thema, das Erlebte, die Geschichte, in einem Menschen verdichtet. Für ein Porträt treffe ich nicht nur mehrmals meine Protagonisten, sehe ihre Filme, lese ihre Bücher und das, was andere über sie geschrieben haben, sondern spreche im Schnitt auch mit zehn bis zwanzig Menschen aus ihrem Umfeld. Das gebietet der Respekt. Manche begleite ich länger als ein Jahr, wie die jungen Männer aus der Zelle 221 des Jugendgefängnisses. Bei Reportagen, die auch politisch brisant sind, wie der über die Polizisten, die das NSU-Trio verfolgten, oder Wolfgang Kalecks Folteranzeige, kommen noch Aktenlektüre und Besuche in Untersuchungsausschüssen hinzu. Um überhaupt spannende Stoffe und geeignete Gesprächspartner zu finden, muss ich zuvor lange mit vielen verschiedenen Menschen reden. Manchmal ergibt auch eine Geschichte die nächste. Das Porträt über die Angehörige eines NSU-Opfers führte mich zum Beispiel schließlich zu den beiden Beamten, die das NSU-Trio gern verhaftet hätten.

Für mich als Reporterin sind die Menschen ein Glück, die vor nichts Angst haben, die Furchtlosen, denen es egal ist, was andere über sie denken und wie sie wirken. In diesem Buch trifft das nur auf den Filmproduzenten Jerry Weintraub zu. Er ruft persönlich an, und als ich ihn eines Vormittags in seinem Haus in Beverly Hills besuche, ist er noch betrunken oder schon wieder. Nie höre ich von ihm den Satz: »Das dürfen Sie aber nicht schreiben.« Menschen wie Weintraub machen extrem gute Laune.

Das Gegenteil davon ist das ehemalige Model Waris Dirie.

Sie umgibt sich wie viele Prominente mit einem Kokon von Menschen, die sie vielleicht zu Recht schützen sollen, aber jede direkte Kommunikation unmöglich machen. Ich reise bis nach Dschibuti an einen Filmset, um mit ihr zu sprechen. Sie sitzt im Korbessel ihres Hotels und hat keine Lust zum Reden oder vielleicht doch. Jede Frage wird zur Zumutung. Ich fühle mich als Eindringling. Es ist nicht klar, ob sie mir im nächsten Augenblick eine knallt oder mich umarmt. Aus Verlegenheit und um beschäftigt zu wirken, schreibe ich meinen halben Block voll und weiß, nachher kann ich alles wegschmeißen. Dirie sieht traurig aus, verletztlich, und sie schillert in jeder Facette ihrer Persönlichkeit. Auf dieser Reise flirtet sie mit dem Präsidenten, greift bei einer Gesellschaft öffentlich die Gastgeber an und geht in der Wüste joggen. Aberwitzige Situationen: Dirie dabei zu beobachten, ist großartig.

Die meisten Porträts in diesem Buch waren »meine Idee«, die anderen entstanden durch Vorschläge der ZEIT-Redaktion: wie zum Beispiel die Geschichte über Angela Merkel. Zu Beginn quälten mich damals nur zwei Fragen: Wie sollte ich über eine Kanzlerin schreiben, über die schon alles gesagt und geschrieben wurde? Und: Was könnte ich noch Neues beitragen? Die Redaktion hatte wohl im Stillen gehofft, dass ich durch meine ostdeutsche Herkunft über eine Art Geheimwissen verfüge. Es hatten aber auch schon sehr viele Ostdeutsche über Angela Merkel berichtet. Die Kanzlerin selbst sagt so gut wie nichts, und ihr Umfeld wird für das laute Schweigen allgemein bewundert. Ich verbrachte sehr viele Stunden mit Menschen, die alle nur eins gemeinsam hatten, sie gaben sich Mühe, so gut wie keinen zitierfähigen Satz zu formulieren. Und wenn einer mehr erzählte, konnte ich sicher sein, dass er Angela Merkel schon lange nicht mehr gesehen und gesprochen hatte. Von diesen Recherchen findet sich am Ende vielleicht ein Satz im Text, die meisten meiner Gesprächspartner tauchen gar nicht auf. Die vielen Treffen und Gespräche verdichten sich zu etwas, das ich »Hintergrundrauschen« nennen würde. Ein Ton, ein Gefühl, das man für einen Menschen bekommt.

Eine Ahnung davon, was ihn treiben, was ihn ausmachen, wer er sein könnte.

Was die meisten Porträtierten in diesem Buch verbindet: In ihrem Leben gibt es einen Wendepunkt – eine Begebenheit, eine Erfahrung, sei es durch politische, historische oder persönliche Umbrüche, die fast alles für sie verändert, die sie zwingt, ihr Leben noch einmal neu zu denken. Ihre Persönlichkeit, ihr Ego, ihr Ich sind angegriffen, sie müssen oder mussten um ihr Selbstverständnis ringen. Auf sehr verschiedene Weise versuchen sie, die gewandelte Wirklichkeit zu verstehen und sich in ihr zu orientieren.

Es sind die einfachen aber großen Fragen, die mich immer wieder interessieren: Wie reagieren Menschen auf neue Situationen, wie gehen sie mit ihnen um, und wie gehen sie schließlich aus ihnen hervor? In der Biografie jedes Einzelnen spiegelt sich die Welt. Oder wie es die russische Reporterin Swetlana Alexijewitsch in ihrem Porträtband »Secondhand-Zeit« beschreibt: »Ich aber sehe die Welt mit den Augen der Menschenforscherin, nicht mit denen eines Historikers. Ich bestaune den Menschen. (...) Dieser Maßstab hat mich schon immer fasziniert – der Mensch ... der einzelne Mensch. Denn im Grunde passiert alles dort.«

Einen Menschen darzustellen, ihn zu beurteilen, zu deuten, ist immer auch eine Anmaßung. Ich kann nicht behaupten, ich wüsste genau, wer und wie der andere tatsächlich ist. Ich kann mich nur bemühen, ihn in all seinen Widersprüchen zu zeigen und mich nicht als Richterin aufzuspielen. Jedes Porträt hat eine Grenze, zum wirklichen Kern des Menschen kann niemand vordringen. Es ist stets nur ein Versuch, ein Herantasten. Ich komme den Menschen, die ich porträtiere, für kurze oder längere Zeit sehr nah. Danach verschwinde ich wieder aus ihren Leben. Selten habe ich nach dem Erscheinen eines Porträts noch Kontakt zu meinen Protagonisten. Es ist wie eine kurze Affäre – sehr intensiv, aber später wollen sich beide nicht mehr so genau daran erinnern.

Reporter sind meist eher zurückhaltende Menschen, die be-

obachten, die man gern um sich hat. Natürlich setzen sie ihre gewinnende Art auch ein. Die amerikanische Autorin Joan Didion hat das einmal sehr treffend geschildert: »Mein einziger Vorteil als Journalistin besteht darin, dass ich von so kleiner Statur, so unscheinbar und auf so neurotische Weise um Worte verlegen bin, dass die Leute anfangen zu vergessen, dass meine Anwesenheit ihren Interessen schaden könnte.« Bei fast jeder Geschichte kommt einmal der Augenblick, in dem ich mich als Reporterin wie eine Verräterin fühle, die in fremden Leben wildert, ins Innere dringt, Seelen aussaugt. Denn ich bin keine Freundin, vielleicht nicht einmal eine Sympathisantin. Am Ende schreibe ich über mein Gegenüber, und den Text wird es nicht immer mögen.

Bei jenem Reportertreffen in Hamburg tritt auch der stellvertretende SPD-Vorsitzende Ralf Stegner auf und spricht zum Thema: Was ihn an Journalisten nervt. Er regt sich über ein Porträt auf, bei dem er einen Reporter in seinem Auto mitnahm, und der veröffentlichte danach etwas, das ihm missfiel. Stegner schließt aus dieser Erfahrung: »Interviews sind etwas Gutes!« Ein Interview wird in Deutschland gewöhnlich autorisiert. Jeder Politiker kann es so lange umformulieren, bis es ihm gefällt. Die Reportage, das Porträt, sind die Formen, in denen Journalisten noch weitgehend das machen können, was sie machen sollten – schreiben, was ist und was sie sehen.

Die Porträts, die ich meine, die aufwendigen, die genauen, zeichnen sich eben nicht durch das Gefühligke, das Ambitionierte und schon gar nicht durch eine »gewisse Unkenntnis« aus. Im Gegenteil. Jedes Porträt ist ein Kampf, mühsam, aufreibend und beglückend zugleich – was für ein verdammtes Privileg, Menschen zu erforschen. Wenn es den Beruf der Reporterin nicht gäbe, wäre ich wahrscheinlich Anthropologin geworden.



DAS EXPLODIERTE ICH

Wie die Piratenpolitikerin Julia Schramm ein Buch veröffentlicht und in einen Shitstorm gerät

An einem Nachmittag im Oktober wird Julia Schramm klar, dass sie zurücktreten muss. Dass sie ihre Politikerkarriere so nicht länger durchziehen kann. Sie steht in ihrer Berliner Wohnung und blickt auf das Chaos. Das Bett ist zerwühlt, ihr Schmuck darüber verteilt, Kleidung liegt unordentlich herum. Es sieht aus, als hätte jemand eine Party gefeiert. Schramm war mit ihrem Mann eine Woche in den Ferien. Nun fehlen Schramms Verlobungsring, ihre Armbanduhr und ihr Buch. Sonst nichts. Die Polizei spricht von einer Beziehungstat. Der Dieb hat sich nur auf Persönliches konzentriert, er wollte sie – Julia Schramm – treffen. Dieser Einbruch ist der Höhepunkt einer Reihe von Beleidigungen, Beschimpfungen und Drohungen. In ihrem Briefkasten lag ein Zettel mit der Aufforderung, sie gehöre ins Arbeitslager, im Netz ist das häufigste Wort in ihrem Zusammenhang »Schlampe«, und auf Amazon bewerteten Kunden ihr Buch mit null Sternen, obwohl sie es gar nicht gelesen haben. Es ist, als löse Julia Schramm den Reflex aus, sie verletzen, ihr eins überziehen zu wollen.

Beim ersten Telefonat beginnt sie sofort zu weinen. »Woher haben Sie diese Nummer?«, fragt sie die Reporterin. Vom Verlag. Ach so. Es sei eine private Notfallnummer, nur für Familie und enge Freunde gedacht, das habe die Pressefrau wohl verwechselt. »Bitte sofort löschen«, sagt sie, diktiert eine zweite Handynummer und erzählt von dem Einbruch. Es wurde noch keine Frage gestellt, und schon fühlt man sich als mieser Eindringling. Julia Schramm ist 27, betreibt ein Blog, eine Website und 15 Twitter-Accounts, sie hat ein Buch mit dem Titel

Klick mich. Bekenntnisse einer Internet-Exhibitionistin geschrieben und bis Oktober 2012 im Bundesvorstand der Piratenpartei gesessen. Sie provoziert, bezeichnet die Idee des geistigen Eigentums als ekelhaft, das Urheberrecht als Kampfbegriff und greift den Datenschutz an. Und dann überlegt sie es sich anders und nimmt manches davon wieder zurück. Sie sucht die Öffentlichkeit, setzt sich ihr aus, flirtet mit ihr. Nun hat sich diese mit ganzer Macht gegen sie gewandt. Julia Schramm hat viel Blödsinn erzählt. Das machen andere auch. Den Hass, der ihr entgegenschlägt, erklärt das nicht.

Ein paar Wochen nach dem ersten Anruf sitzt Julia Schramm im Zug von Berlin nach Hannover. Sie trägt eine Fellweste, hochhackige Stiefel und hat ihre langen dunkelblonden Haare zu einem Zopf gebunden, ihr Kopf ist über das iPad gebeugt. In ihrer Sprache heißt das »mobiles Endgerät«. Sie trennt sich nur selten davon. Draußen verschwindet die Landschaft in einem grauen Winterbrei. Sie ist auf dem Weg zu einer Lesung mit Burkhard Spinnen, einem Autor, der ihr Vater sein könnte und einen Roman über einen Jungen geschrieben hat, der sich im Internet verliebt. Schramm hat ihn nicht gelesen. Der Zug ist voll, sie redet laut, sie redet meistens laut. Das ganze Abteil hört mit. Schramm macht das nichts aus, sie genießt es, wenn andere still sind. Sie spricht über das Urheberrecht (»reformbedürftig«), Privatsphäre (»am Ende«) und den Begriff des geistigen Eigentums (»eine Materialisierung von Geist«) – all die Themen, für die sie in den vergangenen Monaten angegriffen wurde. Eine junge Frau, die Schramm gegenüber sitzt, hört sehr interessiert zu und tippt auf einem Smartphone herum. »Kennen wir uns?«, fragt Schramm sie. Die Frau nickt, sie ist eine freie Journalistin, die schon mal über Schramm berichtet hat. Ein Zufall. »Hast du gerade über mich getwittert?«, fragt Schramm sogleich. Die Frau verneint. Julia Schramm bezieht vieles auf sich, es ist ein ständiges Um-sich-selbst-Kreisen. Auch in ihrem Buch. Es wirkt, als sei neben der ersten Person Singular nicht viel Platz in ihrem Leben. Jede Nichtigkeit wird weitergegeben und kommentiert auf Twitter oder im Blog.

Ein Leben ohne Netz ist für sie nicht vorstellbar, jede Reaktion der anderen ist wie eine Versicherung, dass man existiert.

Mit acht Jahren geht sie das erste Mal ins Netz, mit 14 hat sie die erste Homepage, und nun folgen ihr fast 10 000 Menschen auf Twitter. Es ist ein Spiel mit der exzessiven Selbstdarstellung, die »das Ich explodieren lässt«. In ihrem Buch hat Schramm fünf verschiedene Identitäten. Sie spielt Rollen. Rollenspiele im Netz sind bei ihrer Partei, den Piraten, sehr beliebt. »Fast alle haben diesen Hintergrund.« Warum nur ein Ich sein, wenn man mehr haben kann? Nichts ist so gemeint, wie es gesagt oder geschrieben wurde. Und trotzdem ist da die Sehnsucht, hinter all den Figuren erkannt zu werden. »Wäre es nicht besser, in einer Welt zu leben, in der jeder sich zeigen können darf?«, schreibt Schramm. Sie sagt, auf der Straße werde sie nie erkannt, einmal sei sogar ihr Mann an ihr vorbeigelaufen. Wenn man sie trifft, ist sie jedes Mal ein wenig anders, mal verletzlich, mal aggressiv, schwer zu fassen. Auch wenn man sie mehrmals sieht, stundenlang mit ihr redet, bleibt am Ende ein Gefühl der Unklarheit.

Der Berliner Philosophie-Professor Byung-Chul Han sagt in einem Interview des *SZ-Magazins*: »Es ist ein Kennzeichen der immer narzisstischer werdenden Gesellschaft, dass der andere verschwindet.« Aber auch das omnipotente Ich hält nicht mehr stand. Schramm sagt: »Es gibt gar kein Ich mehr, es ist zerfleddert. Im Netz sehe ich jeden Tag, dass meine Marotten 2500 Menschen teilen. Eigentlich bin ich nur eine Amöbe.« Einerseits wird jede Eigenheit als austauschbar abgewertet, andererseits jede Meinung als wichtig aufgewertet. Eine Generation mit Ich-Störung.

Die junge Journalistin im Abteil steht auf, während sie fort ist, sieht sich Schramm die Bücher an, die sie liest. Als sie zurückkehrt, fragt sie Schramm, was alle fragen: »Warum hast du das Geld vom Verlag genommen?« – »Ich hatte keins!«, sagt Schramm. Das ganze Abteil scheint stumm zu nicken. Julia Schramm mag diese Sätze, hinter denen ein Ausrufezeichen stehen kann. Sie kennt die Regeln, nach denen man Aufmerk-

samkeit erzeugt. »Solange ich nicht polarisiere, interessiert es keine Sau«, sagt sie. Dann gibt es keine Klicks, kein »Gefällt mir«, keine Resonanz.

Schramms Weg in die Öffentlichkeit beginnt mit einem Beitrag in der *FAZ* im September 2011, in dem sie kurz nach dem Wahlerfolg ihrer Partei in Berlin erklärt, wie sie zur Piratin wurde. Zuvor war schon ein Agent auf ihr Blog aufmerksam geworden und hat ein Exposé mit ihr entwickelt. Nach der Wahl ist Schramm begehrt – eine junge Frau, die sich ausdrücken kann und nicht aussieht wie ein Nerd. Mehrere Verlage wollen ein Buch mit ihr machen. »Alle haben übertrieben viel Geld geboten«, sagt Schramm. Sie entscheidet sich für den Knaus Verlag, der zu Bertelsmann gehört. Wegen der Lektorin. Von 100 000 Euro Vorschuss ist die Rede. Die Summe wird in jedem Text über Schramm erwähnt, sie hängt sich an ihren Namen, entfaltet ihr Eigenleben und gipfelt schließlich darin, dass *Bild* Julia Schramm »die Gier-Piratin« nennt. Schramm hat sich über das Angebot gefreut, wie es wohl die meisten an ihrer Stelle getan hätten.

Julia Schramm ist in Hennef bei Bonn aufgewachsen, ihre Mutter ist Hausfrau, ihr Vater arbeitet als Ingenieur bei der Telekom. Er ist der Erste in der Familie, der studiert hat, Schramm die Zweite. Vielleicht erklärt diese Herkunft ihre Vorliebe für Wortungetüme wie »verprokrastinieren« und »synthetischer Konsens« und warum sie stets auf Adorno und Hegel verweist. Sie glaubt, ihren Intellekt beweisen zu müssen. Ein Buch zu schreiben ist ihr Kindheitstraum. Das Problem: Sie ist in einer Partei, in der viele das Urheberrecht ablehnen. Und Schramm selbst wird mit den Worten zitiert, Geistiges Eigentum sei »ekelhaft«. Sie meint, das habe sie so nie gesagt. Der Begriff an sich sei ekelhaft. Über Nutzungsrechte könne man reden. Wie sollen Schriftsteller überleben, wenn sie für ihre geistige Arbeit nicht bezahlt werden? Schramm tritt für ein bedingungsloses Grundeinkommen ein.

Vor Erscheinen ihres Buches bespricht sie mit ihrem Verlag, was geschehen soll, wenn Kopien ihres Buches kostenlos im

Netz auftauchen. Sie einigen sich auf ein Gelbe-Karte-Modell, bei dem statt einer kostenpflichtigen Abmahnung beim ersten Mal nur eine Warnung mit der Bitte verschickt wird, es nicht noch einmal zu tun. Was passiert bei einer Roten Karte? Der Ärger ist absehbar. In einem stillen Augenblick im Zug sagt Schramm: »Ich habe mich dem Verlag gegenüber nicht getraut.« Sie hat sich nicht getraut, mehr zu fordern. Sie hatte Angst, den Vertrag zu verlieren, diese Chance zu verspielen.

Vor dem Angebot hatte Schramm gerade ihr Politikstudium in Bonn beendet, war nach Berlin gezogen. Es war vor der Berlinwahl; wie es mit den Piraten weitergehen würde, wusste niemand. »Ich gehöre zu einer Generation, der immer gesagt wurde: Ihr werdet nie einen Job kriegen. Euch braucht niemand.« Jede Möglichkeit muss genutzt werden. Also entscheidet sie sich im April 2012, auch für den Parteivorsitz zu kandidieren.

Einen Tag vor der Wahl erscheint in der *FAZ* ein Porträt über Schramm, die Autorin wirft ihr aufgrund ihrer Einstellung zum Urheberrecht und zum geistigen Eigentum Künstlerhass vor und rückt sie wegen eines missverständlich formulierten Blog-Eintrags in die Nähe von Holocaust-Leugnern. Kurz zuvor hat der Autor und Blogger Malte Welding ihr in einem Podcast unterstellt, sie sei psychisch krank und leide unter Essstörungen. Weil Schramm einmal über ihre Depressionen und ihr Gewicht getwittert hatte. Später entschuldigt er sich dafür. Ziemlich starke Aggressionen gegenüber einer jungen Frau, die zu jenem Zeitpunkt kein Amt innehat und auch noch kein Buch veröffentlicht hat.

Anruf bei einem ihrer Kritiker: Malte Welding sagt, er habe sich genauer angeschaut, wer in der Piratenpartei im Fall einer Regierungsbildung führende Ministerämter übernehmen könnte, dann habe er Schramms Tweets gelesen. »Wer ein Amt in einer aufstrebenden Partei will, dessen Geplapper ist nicht mehr so harmlos.« Und: »Wer in epischer Breite über sein Gewicht und den damit verbundenen Selbsthass schreibt, hat vielleicht nicht die persönliche Reife, in die Politik zu gehen.«

Die Partei ist ihm ein persönliches Anliegen, er hat sie gewählt. »Ich will keine Piratin an der Spitze, die das Ende der Privatsphäre fordert.« Am Schluss wird Schramm nicht Vorsitzende, aber Beisitzerin im Parteivorstand.

Julia Schramm glaubt bis heute an eine Verschwörung meist älterer Männer. »Die wollten mich vernichten. Die wollen nicht, dass junge Frauen erfolgreich sind.« Sie hätten sogar ihre Magisterarbeit nach Plagiaten durchsucht. »Ich habe meine Relevanz unterschätzt«, sagt Schramm. Sie hat unterschätzt, wie ernst sie tatsächlich genommen wird, wie schwer ihre Worte wiegen, auch Jahre zurückliegende Worte. Ihr geliebtes Netz wird zur Waffe gegen sie, darin ist alles nachlesbar und nachvollziehbar. Schramm ist ein Opfer ihres eigenen Mitteilungsdrangs und Selbstdarstellungstriebes. »Ich bin da zu naiv herangegangen«, sagt sie. Inzwischen will sie ihre Zitate autorisieren – so wie fast jeder andere, der in diesem Text vorkommt.

Im September 2012 erscheint schließlich ihr Buch. Auf dem Cover ist die pinkfarbene Silhouette einer Frau abgebildet, sie trägt Minirock und High Heels. Es sieht aus wie ein Sachbuch über das Rotlichtmilieu. Auf der Rückseite steht: »Das Internet bedeutet den totalen Kontrollverlust. Ich finde das gut.« In einem Kapitel schreibt Schramm tatsächlich über Sex im Netz, es liest sich wie eine Rosamunde-Pilcher-Fantasie. Schramm sagt, das sei natürlich eine Parodie. Die Aufmachung des Buches rückt Schramm ins Zwielficht. Und sie macht es mit. Noch am Tag der Veröffentlichung steht eine illegale kostenlose Kopie des Werkes im Netz. Der Link dazu wird mit einem Auszug aus dem Parteiprogramm der Piraten verbreitet: »Das nicht kommerzielle Kopieren, Zugänglichmachen, Speichern und Nutzen von Werken nicht nur zu legalisieren, sondern explizit zu fördern.« Der Verlag verschickt eine Verwarnung, die Gelbe Karte. Die Kopie verschwindet. Schramm feiert das als Fortschritt, es habe keine kostenpflichtige Abmahnung gegeben. Aber Schramms Heimat, das Netz und die Partei, verstößt sie, der Piratenverband von NRW fordert in einem offenen Brief

ihren Rücktritt aus dem Vorstand, sie schade der Partei. Ihr wird vorgeworfen, sie sei von Bertelsmann gekauft worden. Gern titulierte man sie auch als »Sargnagel« der Piratenbewegung. Sie wird beschimpft, beleidigt, bedroht. Der neue Parteivorsitzende der Piraten, Bernd Schlömer, sagt dem *stern* später: »Sie ist von der Partei gebrochen worden.«

Heute schreibt Julia Schramm dazu in ihrem Blog: »Meine Idee, wie der Interessenkonflikt zwischen Urheberrecht, Schreiberling und Partei hätte zusammengebracht werden können, ohne den Eklat auszulösen, der ausgelöst wurde, verhallt in meiner Lethargie und dem Glauben daran, dass der Verlag schon wusste, was er tut.«

Hätte der Verlag Schramm besser schützen, sie besser vorbereiten müssen? Schramms Verleger Wolfgang Ferchl hält die Kopie für eine klare Provokation. Was danach geschah, bezeichnet er als »14-tägigen Shitstorm«, wie er ihn in seiner Laufbahn noch nicht erlebt habe. Wenn man Ferchl nach dem Grund für die heftigen Reaktionen fragt, fragt er zurück: »Haben Sie eine Idee?« Das Buch verkauft sich nicht gut, liegt deutlich unter den Erwartungen. Ferchl sagt, ihm habe Schramms Koketterie gefallen und wie so ein Netzkid lebt und denkt. Schließlich fragt er: »Was wäre gewesen, wenn sie Julian Schramm hieße?« Die Frage bleibt unbeantwortet. Es kann gut sein, dass er das Buch dann nicht verlegt hätte. Am Ende des Gesprächs sagt er, er habe beobachtet, dass Schramm immer ein Buch bei sich trage. Ein richtiges Buch. Aus Papier.

Im Zug tippt Julia Schramm auf ihrem iPad herum, sie sucht die Adresse des Hotels, in dem sie in Hannover wohnen soll. »Ich habe noch nie ein Buch kostenlos heruntergeladen, das eigentlich Geld gekostet hätte«, sagt Schramm beim Scrollen. Sie kauft Bücher. Sie verehrt Bücher. Der unterstellte Künstlerhass ist in Wirklichkeit unerkannte Liebe, ein Missverständnis.

Sie wollte ihrem Buch sogar einen Selbstverriss beifügen, aber das ging dem Verlag zu weit. Sie nennt sich eine »Privilegienmuschi« oder »D- oder E-Promi«. Sie verletzt sich selbst,

dann können es die anderen nicht mehr. »Ich habe jetzt den Blick der Hater«, sagt sie, den Blick ihrer Feinde. Schwärmt sie noch immer für den totalen Kontrollverlust? »Ja, aber es gibt halt Kollateralschäden.« Sie selbst.

Julia Schramm lässt keine Journalisten in ihre Wohnung. Sie sagt, sie habe kein Problem, ihr Privates zu zeigen, aber dann würde beschrieben werden, wie ihre Einrichtung aussieht, was für Bücher in ihren Regalen stehen, welche Kleidung herumliegt. Im Netz wird zwar alles zur Schau gestellt, aber es bleibt eine Inszenierung des Persönlichen. Auch die Kommentarfunktion ihres Blogs hat Schramm nach den Angriffen abgeschaltet. Das Ende des Privaten, der totale Kontrollverlust sind eine Fiktion. In Wahrheit behält Julia Schramm gern die Kontrolle. Sie fragt mehrmals nach, wie man den Artikel anlegen wolle, gibt Hinweise, sendet einen Link zu einer Porträtsammlung des *New Yorker*, dessen Stücke sie für besonders gelungen hält. Sie redet von sich wie über eine Figur in einer Geschichte. Nach dem Shitstorm ist sie nun eine »Heldin«, eine mit Brüchen.

Im Zug sagt sie einmal: »Von meinen Fähigkeiten her kann ich Politik machen.« Sie ist laut, meinungsstark und von sich überzeugt. Aber sie bemüht sich nicht um die Zuneigung ihres Gegenübers. Sie kann vor einer Zeitungsreporterin eine halbe Stunde lang über Printmedien herziehen. »Ich will keine Zeit darauf verwenden, anderen zu gefallen.« Am Ende hat sie Kopfschmerzen, massiert ihre Schläfen. »Diese Anti-Schmerzmittel-Bewegung kann ich nicht verstehen.« Ein neuer Gedanke, ein neues Thema. Und zu fast allem hat Schramm eine Meinung. Das ist bewundernswert. Und es nervt furchtbar.

Im November 2012 fährt Julia Schramm zum Parteitag der Piraten in Bochum. Das erste Mal nach ihrem Rücktritt stellt sie sich der Partei, setzt sich ihr aus. Sie hat die Antragskommission mitgeleitet. »Ich muss Leute treffen, netzwerken und herumöbeln, das ist eine Strategie, um Themen auf die Agenda zu setzen.« In der Kongresshalle sitzen sehr

viele Männer mit sehr vielen verschiedenen Haarfarben. Schramm hockt in einem ziemlich kurzen Kleid auf einem Tisch im Pressezentrum. Sie hat kein Amt mehr, aber einen eigenen Pressebetreuer, alle 15 Minuten sind Interviews eingetaktet. Noch immer ist sie ein Gesicht dieser Partei. Es läuft gut. Viele begrüßen und umarmen sie, alle reagieren freundlich. »Mich kennt ja jede Sau hier.« Beim Mittagessen stochert sie in einer Gemüsepaella herum. Neben dem Teller liegt ihr iPad, sie twittert. »Oh, das wird wieder Ärger geben«, freut sie sich. Sie hat der *Süddeutschen Zeitung* ein Interview gegeben und darin einen linken und einen marktliberalen Parteiflügel erfunden.

Vor der Halle trifft sie ihren Freund Jannis Milios, sie haben zusammen in Bonn studiert und gemeinsam bei den Piraten angefangen. »Wenn die anderen vier Fußnoten in ihrer Arbeit hatten, hatte Julia acht«, sagt er. Schramm erzählt ihm, sie habe sich zurückgezogen, mache erst mal keine Termine mehr und bereite ihre Doktorarbeit an der Berliner Humboldt-Universität vor, etwas über Privatsphäre. Milios hat vieles miterlebt: Schramms Zeit bei den Jungen Liberalen, den Wechsel zur Piratenpartei, ihr Engagement bei der datenschutzkritischen Spackereiabewegung und ihre Abkehr davon. »Julia steht immer im Mittelpunkt ihres Themas.« Er nennt sie »die ewig Suchende«.

Wird sie in der Partei bleiben? Ihre Mitgliedschaft gebe sie so schnell nicht auf, sagt sie. »Das ist wie eine Ehe.« Sie bleibt ja auch mit einem Piraten, dem Berliner Abgeordneten Fabio Reinhardt, verheiratet. Ihre Verlobung hatte sie via Twitter verkündet. Daraufhin twitterte ein Berliner Piratenkollege: Heiraten sei reaktionär. Diesem Piraten sitzt Schramms Mann nun jeden Tag im Büro gegenüber.

Der Zug trifft in Hannover ein, Julia Schramm läuft durch den zugigen Bahnhof. Sechs Wochen sind seit dem ersten Telefonat vergangen. Ein Jahr in der Politik hat Schramm hinter sich, ein Jahr im »Dauershitstorm«, wie sie sagt. Im Vergleich zum ersten Gespräch wirkt sie fast heiter. Inzwischen hält sie es für einen Fehler, überhaupt kandidiert zu haben. »Ich wollte

eigentlich nie Berufspolitikerin werden.« Die Frage ist: Was für eine Art Mensch muss man sein, um es als Politiker auszuhalten? Die Medien berichten stellenweise mit Häme über die Piraten. Sie sind als Alternative zu den etablierten Parteien angetreten und drohen nun in Chaos und gegenseitigen persönlichen Anfeindungen zu versinken. Schramm hat diesem Druck nicht standgehalten; um gesund zu bleiben, hat sie sich von der Politik, von ihrem Amt verabschiedet. »So durch den Dreck gezogen zu werden, das passiert nicht vielen in meinem Alter. Aber ich lasse mir nicht den Mund verbieten«, sagt sie. Im Netz veröffentlicht sie jetzt: »Zehn Regeln für das Überleben im digitalen Haifischbecken«. Die Regeln reichen von »Nicht persönlich nehmen« bis »Veröffentliche die härtesten Sachen«. Und: »Einfach mal nicht lesen, was Menschen über dich sagen wollen.« Wer Julia Schramm einmal begegnet ist, weiß, das wird für sie selbst die härteste Aufgabe.

In Hannovers Literaturhaus trifft Schramm auf den Schriftsteller Burkhard Spinnen, er ist 58, einer der Unterzeichner des Aufrufes in der *ZEIT* gegen den »Diebstahl geistigen Eigentums« und hält ihr Buch im Arm. Zwischen den Seiten stecken viele kleine Zettel. Es sieht aus, als habe er es über Wochen durchgeackert, als wolle er aus Schramms Werk vortragen. Schramm kennt keines seiner Bücher. Im Saal warten 15 Zuhörer, niemand ist unter 50. Die Moderatorin wendet sich vor allem Spinnen zu. Schramm hat ihren Körper weggedreht, sie knetet ihre Hände, zupft an ihrem Zopf. Für einen Augenblick ist sie zum Schweigen verurteilt, kein Netz verfügbar. Später will die Moderatorin wissen, warum sie sich für die traditionelle Form der Veröffentlichung entschieden habe. »Ich mag Bücher. Da bin ich konservativer, als man mir zutraut«, antwortet Schramm. In ihrem Blog schreibt sie: »Einen Verlag mit der Produktion meines lang ersehnten Babys zu beauftragen war wohl eine Mischung aus Gelegenheit-beim-Schopfe-packen-Naivität, Feigheit vor der absoluten Selbstständigkeit inklusive Geldnot und dem Glanz einer professionellen Welt.«

Nach der Lesung steht sie mit Burkhard Spinnen zusammen. »Ich habe dein Buch nicht als Sachbuch gelesen, sondern als Prosatext«, sagt er zu ihr. »Endlich erkennt das einer«, erwidert Schramm. Sie kauft seinen Roman, er schreibt ihr als Widmung seine Mailadresse rein. Es ist eine Bestätigung. Von einem Künstler.

Wie es weiterging: Im März 2014 ist Julia Schramm aus der Piratenpartei ausgetreten.